

ELIZABETH TAYLOR



VERSTECKSPIEL

ROMAN

DEUTSCH VON  
BETTINA ABARBANELL

DÖRLEMANN

DÖRLEMANN  
eBook

ELIZABETH TAYLOR

# VERSTECKSPIEL

Roman

Aus dem Englischen  
von Bettina Abarbanell

DÖRLEMANN

Die Originalausgabe »A Game of Hide and Seek« erschien 1951 beim Verlag  
Peter Davies in Großbritannien.

Die Übersetzung wurde mit einem Stipendium des Deutschen Übersetzerfonds  
gefördert.

eBook-Ausgabe 2013  
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten  
Copyright © 1951 The Estate of Elizabeth Taylor  
Copyright © 2013 Dörlemann Verlag AG  
Porträt: Elizabeth Taylor, The Estate of E.T.  
Umschlagabbildung unter Verwendung einer Fotografie von Thinkstock Images,  
© Getty Images  
Satz und eBook-Umsetzung: Dörlemann Satz, Lemförde  
ISBN 978-3-908778-31-8  
[www.doerlemann.com](http://www.doerlemann.com)



*Lotte Meitner-Raf*

*London*

*Elizabeth Taylor*

# TEIL EINS

## I

Manchmal an den langen Sommerabenden, die ein so markanter Teil unserer Jugend sind, spielten Harriet und Vesey mit den kleineren Kindern Verstecken und liefen über die büscheligen Wiesen, die Schuhe gelb vom Blütenstaub der Butterblumen. Auf dem unebenen Boden kamen sie nicht schnell voran, doch das wollten sie auch gar nicht, denn die Kinder finden hieß, ihre Zeit zu zweit verlieren, und schneller laufen hieß, voneinander weglaufen. Das lockere Traben war ein aus Scheu und Unsicherheit geborenes Spiel. Beide wagten sie nicht zu glauben, dass der andere gern stehen geblieben wäre, und ihre Unerfahrenheit hinderte sie daran, es auszuprobieren.

Zuerst freuten sich die Kinder, wenn sie die Älteren überlistet hatten, doch in den Ästen einer Eiche oder zwischen kratzigen Heuballen hockend, wurde ihnen bald langweilig. Ihr Geflüster und Gekicher verwandelte sich in Geplapper und Gelächter; sie untersuchten ihre Mückenstiche, pulten an ihren Schrammen und fingen an, neckische Liedchen zu singen oder Spottrufe auszustoßen. Obwohl sie eigentlich nicht entdeckt werden wollten, wurmte es sie doch, wenn so lange nichts geschah. Manchmal sahen sie Harriet und Vesey über die Felder kommen, ihre langen Schatten voraus. Dann wurden sie ganz aufgeregt, riefen mit verstellten Stimmen oder ahmten einen Kuckuck nach. Aber die meiste Zeit waren sie stumm. Sie beobachteten, wie die Schatten dünner und länger

wurden und die Kühe sich gleichgültig durch das Gras bewegten.

»Einer müsste in die eine Richtung gehen, und einer in die andere«, sagte Joseph oft, aber Deirdre wusste, dass sie sich niemals trennen würden.

Am Anfang der Ferien spielte Harriet den Kindern zuliebe mit, wobei sie sich immer auf dem Heuboden versteckte, als würde es ihnen mehr Spaß machen, wenn die Suche leichter wäre. Vesey beteiligte sich gar nicht. Er saß auf seinem Bett und schrieb eine Geschichte. Eines Abends dann beschloss er mitzumachen. Er trat schneidig auf, onkelhaft und herablassend. Harriet und er würden sie schön an der Nase herumführen, sagte er. Harriet versteckte sich wie gewohnt auf dem Heuboden, und Vesey quetschte sich hinter den alten Rübenzerkleinerer in der Scheune. Doch in letzter Zeit war Deirdre aufgefallen, dass sie sich meist beide auf dem Heuboden versteckten. Sie wusste selbst nicht recht, warum sie noch mitspielte, denn eigentlich fand sie es gar nicht mehr aufregend. Mit ihren zehn Jahren war sie nicht so unschuldig wie Harriet und Vesey mit achtzehn. Sie malte sich eine zwar verschämte, aber schlichte Zweisamkeit dort oben auf dem Heuboden aus. Die aus Schüchternheit, Stolz, Verlegenheit, Angst vor Zurückweisung oder Missverständnissen folgenden Verwirrungen, die zwischen Kindheit und Erwachsenenalter die einst so leicht gedachte Sache rätselhaft und kompliziert machen, konnte sie sich in ihrer kindlichen Phantasie nicht vorstellen. So saßen Vesey und Harriet dann in jener staubigen Muffigkeit zwischen alten Farbeimern, Blumenzwiebelkästen und Liegestuhlstapeln voller Spinnweben, ziemlich weit voneinander entfernt und schweigend. Harriet spähte aus einem verschmierten Fenster, Vesey kauerte, die Hände um die Knie gelegt, da und starrte auf einen schiefen Turm aus

Blumentöpfen. Die Stille wurde nur unterbrochen, wenn einer von ihnen verstohlen die Spucke hinunterschluckte, die sich immer wieder ansammelte. Beider Herz pochte, als schwingt ein Pendel in einem hohlen Kasten hin und her – sie waren sicher, der andere könne es hören. Was für sie der Himmel war, würde ihnen in ihrem späteren Leben wie die Hölle erscheinen.

Wenn Harriet Deirdre unten über den Hof laufen sah, flüsterte sie: »Sie kommen«, und ihre Miene war so angespannt, wie es eines bloßen Spiels wegen in ihrem Alter gar nicht angehen konnte. Vesey bewegte dann nur die Augen zu ihr, als fürchtete er, sie beide zu verraten, wenn er den Kopf mitbewegte. Fast ohne zu atmen, warteten sie, bis Josephs Schopf über der Leiter auftauchte (denn obwohl Deirdre wusste, wo sie waren, schickte sie den kleinen Joseph nach oben, um sie dingfest zu machen).

Ein anderes Versteck hätte die Suche und ihren köstlichen Aufenthalt im Himmel oder in der Hölle verlängert, doch keiner von ihnen konnte vorschlagen, womit sie sich einander womöglich verraten hätten. Und so wahrten sie den Schein, das Spiel für die Kinder zu spielen, denn was sie sich gerade mal insgeheim eingestanden hatten, ihre wahren Gründe oder ihr Verlangen, konnten sie nicht offenbaren.

Veseys Tante, die Mutter von Joseph und Deirdre, war die engste Freundin von Harriets Mutter. Als junge Frauen waren sie einmal, von Polizisten am Oberarm gepackt, die Stufen zu einer Wache hinaufbugsiert worden – ein fleckiges Foto bezeugte das. Im Hintergrund sah man Ladenfenster mit großen Löchern darin, wie schwarze Sterne. Harriet, achtlos gegenüber früher gebrachten Opfern, wie wir es im Verlauf der Geschichte alle werden, konnte dieses Bild weder ertragen noch ignorieren und fand nur, dass ihre Mutter sich

dem Gespött und der Lächerlichkeit preisgegeben hatte, dass sie hässlich, wild und ein bisschen verrückt aussah, ihr Mund eine dunkle Öffnung, der Hut verrutscht. Und Veseys Tante Caroline ebenso. Harriet hatte keine Ahnung, was dort auf jener Polizeiwache erblüht war, als die hasserfüllten Blicke der anderen Frauen und das Gelächter der Männer endlich ausgesperrt waren. Die Türen fielen zu und löschten die Straße aus. Harriets Mutter begann leise zu weinen. Sie hatte zwei Nächte nicht geschlafen, sondern die ganze Zeit über ihren ersten gefürchteten Gewaltakt nachgegrübelt. Carolines mitfühlender, ermunternder Blick quer durch den schäbigen Raum gab ihr Kraft und Mut. Es war ein Blick, wie er in den Jahren darauf noch häufig zwischen ihnen hin und her gehen sollte: Jahren, in denen das Zeitgeschehen sich fügte. Sie fragten sich manchmal, ob ihr Mut vergeudet gewesen war, ob die Geschichte ihnen nicht mühelos hätte zufließen lassen, wofür sie so hart gekämpft hatten, dass sie beinahe darin untergegangen wären. Bald wurde der Feminismus zu einer seltsamen Abnormität; man lachte schnell über die merkwürdigen Gestalten der Suffragetten mit ihren erhobenen Schirmen, den verzerrten Gesichtern und vor Zorn und Frustration, wie man annahm, schrillen Stimmen.

Lilian, Harriets Mutter, hatte jung geheiratet und war schon bald Witwe geworden. Harriet selbst erfüllte keinen der ehrgeizigen Wünsche der älteren Frauen. Als Einzelkind verwendete sie viel Zeit darauf, die Lücken in ihrem Leben mit Phantasiefiguren zu schließen. Sie zeigte keinerlei Neigung, Ärztin oder Rechtsanwältin zu werden, geschweige denn eine der noch immer männlichen Hochburgen, die Börse oder den geistlichen Stand, zu stürmen. Durch Unaufmerksamkeit hinkte sie in der Schule hinterher, Fakten behielt sie nur schwer im Gedächtnis; ihre Einsamkeit sowie

die nötige Vorstellungskraft, um dagegen anzukämpfen, erschöpften sie. Sie konnte keine Prüfungen bestehen. Aus dem »Was für eine brillante Karriere sollen wir für sie aussuchen« wurde nach der Schule ein »Was machen wir überhaupt mit ihr«. Caroline und Lilian wechselten den berühmten Blick. Obwohl sie jenen Raum auf der Polizeiwache nie mehr erwähnten, hatten sie ihn keineswegs vergessen und waren sich deshalb stets näher, als sie es sonst gewesen wären.

Solange ihnen nichts Besseres einfiel, würde Harriet jeden Tag zu Caroline fahren, um ihr bei der Ausschussarbeit zu helfen und den Kindern Unterricht zu geben. Sie wohnten nur wenige Kilometer voneinander entfernt, und wenn Harriet zwischen den Häusern hin und her radelte, fühlte sie sich manchmal wie ein Federball, der von einem zum anderen geschlagen wurde – fühlte sich, wie man sie sich oft hatte fühlen lassen: als hätte sie selbst keine rechte Substanz. Sie sorgte sich wegen ihrer Zukunft, denn ihr war schon klar, dass sie lediglich auf der Stelle trat, indem sie Joseph das Lesen beibrachte, Deirdres Kleider flickte, die Hunde bürstete, auf der alten Schreibmaschine mit zwei Fingern schlecht gesetzte Briefe tippte (das Kohlepapier falsch herum eingelegt, sodass der Brief am Ende auf beiden Seiten des Papiers zu lesen war) und darauf wartete, dass Vesey am Fenster vorbeikam.

Umso mehr suchte sie Zuflucht in Tagträumen, in außergewöhnlichen Situationen, die sie meisterte. Eigentlich wollte sie nur abends im Bett, vor dem Einschlafen, an Vesey denken, doch anstrengendes und regelmäßiges Tagträumen musste die Welt, in der sie sich ihm würde nähern können, erst einmal irgendwie zurechtrücken. Solange sie nicht (und sei es nur in ihrer Phantasie) einen Platz für sich gefunden hatte, an dem sie sich nicht mehr

fremd fühlte, nutzlos, konnte sie ihm selbst in ihren Träumen nicht begegnen, doch bevor sie dieses Problem gelöst hatte, schlief sie immer schon ein. So wurde Vesey selten erreicht. Sie kam gar nicht so weit, jene stillen Szenen auf dem Speicher fortzuspinnen, und sie fasste sie auch nie in Worte.

Vesey war ebenfalls Einzelkind. Seine Mutter war allerdings nicht verwitwet wie Harriets, sondern nur zu beschäftigt, um noch mehr Kinder zu bekommen. Viel lieber ging sie zur Arbeit und empfing, wenn auch ohne sich zu erheben, vielmehr an ihrem lackierten Tisch neben perfekt arrangierten Blumen und zwei weißen Telefonen sitzend, Kundinnen in einem Schönheitssalon.

Vesey stromerte derweil durch London, sprang in Busse und lungerte auf Bahnhöfen herum, um die Langeweile in Schach zu halten. Er vertrieb sich außerdem die Zeit damit, der Haushälterin Angst einzujagen – in der fahlen, seidigen Wohnung auf dem Sofa liegend, versuchte er sie von der Arbeit abzuhalten, indem er ihr alle Gräuelpredigten beschrieb, die ihm nur einfielen oder die er selber erfinden konnte. »Wenn zum Beispiel jemand *gehäutet* wird«, fing er etwa an, während sie mit einem Tablett zur Tür ging. »Oh ja, *gehäutet*« – träumerisch dehnte er den betonten Vokal –, »ein kleiner Schnitt, sagen wir, an den Haarwurzeln ...«

»Wie kannst du dir nur so etwas Schändliches ausdenken!«

Dass er immer mit »Wenn zum Beispiel« oder »Aber« begann, als wäre ein Gespräch zwischen ihnen vorausgegangen, ließ sie wieder und wieder in die Falle tappen.

»Trotzdem, wenn Sie mal bei Madame Tussaud's vorbeikommen – die Frau mit dem Haken im Bauch ist eine ziemlich interessante Darstellung ...«

Bevor sie die Tür schließen konnte, schaffte er es, in einer Illustrierten blättern, noch zu sagen: »Natürlich nur für den, der so etwas mag«, als bediene er lediglich ihre kranken Phantasien oder ihre Neigung zum Bizarren.

Doch sobald sie gegangen war, begann die Uhr wieder zu ticken. Das Licht, das durch die Organdy-Vorhänge drang, wirkte wie erstickt. Die beigefarbenen Möbel und der beige Teppich (denn Zimmer dieser Art waren damals alle in gebrochenem Weiß gehalten) konnten, durch halb geschlossene Augen betrachtet, Schutzbezüge und groben Wollstoff heraufbeschwören und den Eindruck, alle seien fort. Wenn ein Blütenblatt von einer Blume fiel, erschrak er, als hätte er etwas bezeugt, das, wie das Vorrücken der Uhrzeiger, geschehen sollte, solange niemand hinsah.

Er las viel. Er schrieb Geschichten im Stil von Wells und Tschekow, Kipling und Edgar Allan Poe. Er langweilte sich in der Schule, langweilte sich zu Hause, langweilte sich in den Ferien auf dem Land bei Tante Caroline und Onkel Hugo. Hier waren seine Geschichten vom Häuten oder von Bauchhaken verpönt. Joseph und Deirdre durften nichts vom Verbrennen bei lebendigem Leib zu hören bekommen. Geister, sagte Caroline, seien nicht furchterregend, sondern schlichtweg albern, so wie auch manche Wörter nicht witzig, sondern albern seien und manche Anekdoten nicht lustig und kein bisschen unverschämt, sondern albern. Vesey und die Kinder bemerkten wohl, dass es vor allem »Albernheit« war, was Carolines Hals rot anlaufen ließ, mehr vielleicht als Unverschämtheit oder Unanständigkeit; das konnten sie allerdings nicht beweisen, denn nichts *war* jemals unverschämt oder unanständig. Carolines Lieblingswort war »vernünftig«. »So ein vernünftiges Mädchen« war das höchste Lob, das Deirdre je bekam. Albern sein hieß, nicht vernünftig sein. Mit der Zeit begann Deirdre sich zu fragen,

ob ihre Mutter selbst eigentlich immer so ganz vernünftig gewesen war, ja sie argwöhnte sogar, dass sie, Deirdre, überhaupt nur infolge von Albernheit zur Welt gekommen war. Denn den Geschlechtsakt, der sie damals sehr beschäftigte, konnte Deirdre nun wirklich nicht vernünftig finden. So wie sie ihn bei Tieren beobachtet hatte, schien er ihr bestenfalls lächerlich, schlimmstenfalls abstoßend und wild. Sie konnte ihn in beiderlei Licht sehen. Wenn sie ihn auf ihre eigenen Eltern bezog, wie Kinder es tun müssen und tun, schreckte sie nicht voller Grausen zurück, sondern musste lachen. Da sie den Akt für strikt zweckgebunden hielt, glaubte sie, dass Caroline bei genau zwei Gelegenheiten nicht vernünftig (vielmehr auf äußerste, leichtsinnigste und unfassbarste Art albern) gewesen war – bei ihr selbst und Joseph. Es war seltsam, dass gerade das, was ihre Mutter am heftigsten verabscheute – nicht vernünftig zu sein –, ihr geschenkt hatte, was sie am meisten liebte: ihre beiden Kinder. Und Deirdre zweifelte nicht daran, dass sie und Joseph von ihr am meisten geliebt wurden. Sie erlebte eine schöne Kindheit und, als sie älter wurde, manch schöne Überraschung.

Caroline war gespalten, was das Benehmen von Veseys Mutter ihrem Sohn gegenüber betraf. Dafür, dass Frauen sich emanzipierten, hatte sie sich in ihrer Jugend verausgabt und Spott ertragen. Doch Vesey war kein kräftiges, glückliches Kind, und sie konnte nicht umhin, seine Blässe der Londoner Wohnung und seine Langeweile und Rastlosigkeit einem Mangel an Aufmerksamkeit anzulasten. »Wenn es für etwas Lohnendes wäre ...!«, wick sie aus. Ihrer Meinung nach gab es nichts, was weniger lohnend sein konnte, als der Eitelkeit reicher Londoner Frauen zu dienen, dieser nichtsnutzigen, auf Kosten anderer lebenden Geschöpfe (die sie einst, als sie bei Umzügen

mitmarschierte, geschnitten oder ausgelacht hatten). Wenn sie sich die aalglatten Schmeicheleien von Veseys Mutter vorstellte, schien ihr das Kind (neben ihren eigenen Idealen) für nichts geopfert zu werden. Doch so weißhäutig, wie er war, wurde er selbst auf dem Land nicht braun oder auch nur rosig. Anfang September kehrte er wie ein Geist nach London zurück, leicht violett auf der Stirn und den kantigen Schultern (denn obwohl er mit bloßem Oberkörper herum lief, wie Caroline es von ihm verlangte, bekam er lediglich Woche für Woche mehr Mückenstiche: Seine Brust blieb weiß, und die Knochen zeichneten sich in Reihen unter der Haut ab). Sie schaffte es nie, ihn als wandelnden Vorwurf wieder nach Hause zu schicken.

In der Wohnung führte er, wenn die Haushälterin einkaufen war, das eine oder andere Experiment durch. Jede geöffnete Flasche im Schrank hatte er von Zeit zu Zeit probiert. Dann und wann rauchte er, den Kopf aus seinem Fenster haltend. Im Zimmer seiner Mutter legte er einmal ihren Schmuck an, schnupperte an ihrem Parfum, lackierte sich die Nägel, las ein Buch über Empfängnisverhütung, nahm sechs Aspirin und fläzte sich dann wie Chatterton mit schlaff auf den Boden hängendem Arm auf den Fenstersitz.

Als die Haushälterin zurückgekommen war, hatte er die Augen einen Spalt geöffnet. »Ich scheide aus dem Leben«, hatte er gesagt. »Mein Bedarf an Schrecken ist gedeckt.« Sobald sie davongeeilt war, um mit Salz versetztes Wasser zu holen, hatte er das Gesicht ins Kissen gedreht, um sein Kichern zu unterdrücken; doch seltsamerweise waren auch ein paar Tränen auf die austerngraue Seide gefallen.

Auf dem Land wurden seine Vorliebe für solche Scherze und seine Sensationslust ein wenig gebremst. Caroline und Hugo selbst lehnten derlei Unfug ab und wachten über ihre Kinder. Allein Harriet zeigte sich empfänglich, wenn auch

nur für die literarischeren oder romantischeren Schrecken. Über den Bauchhaken musste sie lachen, der Geschichte von Mrs. Rossettis Exhumierung dagegen lauschte sie mit dem Kinn in der Hand.

Sie – sie und Vesey – kannten sich seit frühester Kindheit; doch in jenem Sommer, als sie beide achtzehn waren, wurde Harriet sich ihrer Liebe zu ihm bewusst. Sein Wesen beeinflusste ihres schon seit Langem, so wie der Mond das Meer beeinflusst, mit einer nicht nachlassenden, unentrinnbaren Gewalt. Ihre Mutter hatte diesen Einfluss bemerkt und nicht immer für gut befunden. Sie meinte, Beweggründe hinter Veseys Torheiten zu erkennen und, in diese Beweggründe verwoben, beunruhigende Spuren von Grausamkeit und Zynismus.

Carolines Haus war viktorianisch und unscheinbar, umgeben von abgenutzten Rasenflächen, baufälligen Nebengebäuden und windschiefen Rosenspalieren. Drinnen entstand sofort der Eindruck von Behaglichkeit und Wärme, obwohl fadenscheinige Teppiche verrutscht auf staubigen Dielen lagen und die Gardinen von Sonne und Regen gebleicht waren – der Eindruck, dass Menschen mehr zählten als Häuser, Kinder wichtiger waren als Sesselbezüge, und Hunde auch. Spaniels flappten die Treppe hoch und runter, lagen auf den Betten, die blutunterlaufenen, vorwurfsvollen Augen auf jede sich öffnende Tür richtend, oder streckten sich auf dem Kaminvorleger aus, um dort ihre Welpen zu säugen.

Hugo Macmillan hatte noch einiges von jenem poetischen Überschwang an sich, der so viele junge Männer kurz vor dem Krieg von 1914 auszeichnete. Noch in seinen mittleren Jahren beschwor er einen Typ Männlichkeit herauf, den es inzwischen vielleicht gar nicht mehr gibt – Fußreisen bei

vollkommenem Frühlingswetter mit Theokrit in der Tasche: eine ästhetische Virilität. Er war während des gesamten Krieges Rupert Brooke geblieben – eine ungeheure Leistung – und merkte erst jetzt, viel später, dass seine Begeisterungen sich zu Vorurteilen verhärteten und manchmal, vor allem bei Vesey, zu einer empfindlichen Missbilligung dessen, was er nicht verstand. Sein altmodischer Freisinn enthielt inzwischen Elemente von Klassenhass; sein Patriotismus war zum überheblichsten Nationalismus geworden. Die Liebe und Zuneigung zu den Frauen seiner Jugend, die Unterstützung ihres Kampfes für ein weniger begrenztes Leben raubten ihm das Verständnis für die jüngeren Frauen der nachfolgenden Generation. Jeder weiblichen Besonderheit, die anzunehmen diese jungen Mädchen (er nannte sie sogar Flapper) sich frei genug fühlten (und es waren zu jener Zeit weniger als sonst), brachte er unverhohlene Verachtung entgegen.

Die Zeit vor dem Krieg war für ihn so idyllisch gewesen, dass er alles an diesen Tagen maß; inmitten von so vielem, das unecht schien, konnte er sich nicht heimisch fühlen. Wenn wir uns mit den Zeiten nicht ändern, dann ändern die Zeiten uns. Wir mögen uns vollkommen still verhalten, doch unsere Umgebungen verschieben sich unablässig und wir stehen nie lange in derselben Beziehung zu ihnen – gleich einem Chamäleon, das, noch während es sich perfekt an die grüne Farbe eines Blattes anpasst, wissen sollte, dass das Blatt eines Tages verblassen wird.

Hugo nahm an sich selbst wenig Veränderung wahr, konnte Vesey beim Tennis besiegen und schneller schwimmen als er, nahm jeden Morgen sein kaltes Bad und liebte seine Frau so innig wie zu Beginn ihrer Ehe, auf ihren Flitterwochen im Wald von Fontainebleau nach besagtem

Krieg. (Er war mit ihr dorthin gefahren, um ihr ein paar Schlachtfelder zu zeigen.)

Vesey verärgerte und erstaunte ihn andauernd: mit seinem Mangel an Ritterlichkeit gegenüber Harriet, seiner Faulheit, seinem Zynismus, seinen Wissenslücken. »Wer um alles in der Welt ist Edward Carpenter?«, hatte er gefragt, während er sich wie üblich bei zu laut eingeschaltetem Radio auf dem Sofa lümmelte, und von Hugos gereizter Antwort nicht weiter beeindruckt wirkte.

Auf der anderen Seite wusste Hugo nicht, dass er Vesey altmodischer erschien als dessen Großvater. Veseys Großvater hätte bestimmt nicht davon gesprochen, in einer Schenke ein Glas Ale zur Brust zu nehmen, und solche Chesterton-Floskeln hatten für Vesey ein derart historisches Aroma, dass sie ihm hochgradig affektiert vorkamen.

Die Abneigung, die Hugo seinem Neffen gegenüber empfand und hinter der sich in Wirklichkeit Ärger über dessen Jugend, gesteigert von Sehnsucht nach seiner eigenen verbarg, fiel nicht so auf, weil auch sonst niemand ein gutes Wort für Vesey fand. Caroline, Lilian, Veseys Vater waren sich in ihrer Missbilligung alle einig. Selbst Harriet, bemerkte Hugo, wandte den Kopf ab, wenn Vesey hereinkam, und tat so, als läse sie in ihrem Buch.

Hugo hatte Harriet gern. Sie war zwar nicht gescheit, aber ohne Falsch. Ihr seidiges braunes Haar steckte sie sich mit kindlicher Arglosigkeit hinter die Ohren, ihr Gesicht war ungeschminkt, ihre Kleidung jugenhaft und praktisch. Wenn sie mit ihm und den Kindern spazieren ging, wie es manchmal vorkam, konnte sie ihm die alten englischen Namen der Wildblumen nennen; sie schloss Tore und Gatter, nahm das gebrauchte Papier vom Picknick wieder mit nach Hause. Vesey dagegen hatte man schon über ein Feld Winterweizen laufen sehen; er nahm generell keine

Rücksicht auf das Eigentum anderer. Einmal hatte er ein Exemplar von *The Roadmender* (moosgrünes Wildleder) während eines Gewitters draußen auf dem Rasen liegen lassen, weil er das Buch, wie er erklärte, für zu wenig lesenswert hielt, um es ins Haus zu tragen.

Manchmal ärgerte Hugo sich so, dass er die Fassung zu verlieren fürchtete. Dann nahm er den Blasebalg zur Hand und blies stetig ins Holzfeuer. Das war ein Zeichen, dass er gereizt war und nicht zu hören wünschte, was gesagt wurde – leider jedoch eines, das nur Caroline beachtete. Vesey interessierte es nicht, und Harriet dachte, wie lästig doch Holzfeuer waren.

Wenn sie morgens kam, lag Vesey noch im Bett. Sie horchte auf die Geräusche seines Aufstehens, hielt durch das Fenster nach ihm Ausschau. Einmal, als sie Joseph und Deirdre kurz allein ließ, um Tuschwasser zu holen, traf sie ihn in der Diele. Er las eine Zeitung und war noch im Morgenmantel. Der Morgenmantel brachte sie schrecklich in Verlegenheit. Sie hatte ihn nie zuvor mit so vielen Kleidern am Leib gesehen. Er wirkte richtig eingemummt, und sein schwarzes Haar war ungekämmt. Als sie mit den schwappenden Wasserbechern durch die Diele zurückging, blickte sie kein einziges Mal in seine Richtung.

»Harriet!« Er wartete damit, bis sie an der Tür, ja beinahe schon aus dem Zimmer gegangen war, wie eine Katze, die mit einer Maus spielt.

»Ja? Ja, Vesey?«

Weiterhin voller Konzentration in den *Manchester Guardian* blickend, sagte er abwesend: »Wollen wir heute Abend einen Spaziergang machen?«

Freude ließ ihre Stimme ein wenig beben, als sie mit dem Rücken zu ihm antwortete: »Ja. Ich denke, das wäre in Ordnung.«

»Oh, also, wenn du keine Lust hast, brauchst du es nur zu sagen.«

»Nein, ich denke, das ist völlig in Ordnung.«

Da sie die Hände nicht frei hatte, stieß sie die Tür mit dem Fuß auf. Er machte keine Anstalten, ihr zu helfen. Joseph und Deirdre blickten neugierig vom Tisch auf, als brächte sie nicht nur Tuschwasser mit. Sie setzte sich auf ihren Stuhl, die Arme durch die Stäbe der Rückenlehne gestreckt, ganz steif, und verschränkte die Hände ineinander, denn in ihrem Inneren war ein Sturm ausgebrochen.

»Einen guten Maler erkennt man daran«, sagte Deirdre, »dass er nicht über die Ränder malt.« Sie tuschte Gelb bis zum äußersten Rand eines Blütenblatts und keinen Millimeter weiter. »Oder die Tusche verlaufen lässt«, fügte sie hinzu. Doch Joseph hatte die Tusche ganz schlimm verlaufen lassen. Schöllkraut rann in die Glockenblumen und der Himmel ins Gras. Sein Blatt Papier war so nass und knitterig, dass er das Ganze von sich wegschob. Entweder man malte mit Einbildungskraft oder gar nicht, schien er zu sagen, und trat gegen das Tischbein. Harriet konnte ihn nicht zum Weiterarbeiten bewegen. Die ordentliche Deirdre blickte mit selbstgefälligem Erstaunen auf.

Die ersten zehn Minuten verbrachten sie damit, sich gegenseitig zu erklären, warum sie beschlossen hatten, diesen Spaziergang zusammen zu unternehmen. Langeweile habe sie dazu bewogen, da waren sie sich einig; dazu bei Vesey die Sorge, er könnte von Hugo gebeten werden, den Tennisplatz zu mähen und die Linien nachzuziehen; bei Harriet der Wunsch, Wildblumen zu sammeln, damit die Kinder sie abzeichnen könnten. Wenn der Spaziergang schlecht ausginge, träfe keinen von ihnen die Schuld, denn sie hatten ihn beide weder gewollt noch ihm besondere

Bedeutung beigemessen. In einigen Jahren würden sie anders herumheucheln: würden Freude bekunden, die sie nicht empfanden, Verlangen, das sie sich nie erträumt hätten. Sie hatten noch nicht gelernt zu schwärmen. Ihre Beteuerungen waren von einfältiger Art.

Nachdem sie klargestellt hatten, dass sie beide kein Interesse an ihrem Zusammensein hatten, verstummten sie. Harriet pflückte einen großen Strauß Zittergras, das unter einer Hecke wuchs. Vesey kickte einen Stein über den Pfad.

›Gäbe es auf den Universitäten doch bloß keine *Frauen!*‹, dachte Harriet. ›Wären sie doch nur weiterhin nicht zugelassen!‹ (Ihre Mutter hatte einmal mit Miss Emily Davies in Girton Tee getrunken. So belohnt zu werden, war ihr den Aufenthalt im Gefängnis absolut wert erschienen.)

Harriet jedoch sah Vesey in einem Stocherkahn liegen und die Finger durchs Wasser ziehen, während er, die Augen wegen der Sonne halb geschlossen, eine junge Frau betrachtete, die ihm Ernest Dowson vorlas. Ihre Phantasie befreite Vesey von jeglicher Anstrengung, ebenso wie die Wahrscheinlichkeit es tat. Das Boot trieb wie durch Zauberkraft an Bablock-Hythe vorbei und unter der Godstow-Brücke hindurch bis zu den Ägäisinseln. Und die ganze Zeit saß Harriet selbst an ihrem Schulpult und tippte Carolines Briefe – für ein Taschengeld.

Vesey, dessen nächste Schritte ihn über die Schwelle einer neuen, verheißungsvollen Welt führen würden, wollte ohne Blick zurück und ohne Verstrickungen fortgehen. Er war keiner, der Freundschaften aufrechterhielt, warf keine Ranken wie Briefe, Geschenke oder Andenken aus; er war unbelastet von all den Dingen, die Harriet wertschätzte und aufbewahrte: Schubladen voller Fotos, Broschüren, Programme, Postkarten, Tagebücher. Er dachte nie an Geburtstage oder irgendwelche anderen Jubiläen.

Obwohl er den Ehrgeiz hatte, ein großer Schriftsteller zu werden, sah er sich selbst eher als Figur der literarischen Welt, nicht als Mann bei der Arbeit. In der Schule hatte er oft das Register einer Literaturgeschichte aufgeschlagen und im Geist seinen eigenen Namen – Vesey Patrick Macmillan – zwischen Machiavelli und Sir Thomas Malory eingefügt.

»Für dich scheint alles so sicher zu sein«, sagte Harriet, als sie einen Hang zu einem Wäldchen hinaufstiegen. »Und für mich so unsicher.«

»Inwiefern?«

Die Hand an die unteren Rippen gedrückt, blieb er stehen, so schlecht in Form, wie sein Onkel Hugo es zeit seines Lebens nicht gewesen war.

»Weil du nach Oxford gehst und Prüfungen bestehen kannst.«

»Prüfungen sind nichts«, sagte er. (>Nicht für die«, dachte Harriet, >die sie bestehen.<)

Beide hätten sich gern am Waldrand in den Schatten gesetzt; keiner schlug es vor.

»Und dann wirst du Lehrer und verdienst eine Menge Geld«, sagte Harriet ohne Ironie und dachte an ihren eigenen Hungerlohn.

»Lehrer?«

Vesey blieb wie angewurzelt stehen und hielt einen langen elastischen Zweig fest, damit sie vorbeigehen konnte. »Wie kommst du darauf?«

»Ich habe es Caroline sagen hören.«

Er hatte den Zweig nicht lange genug festgehalten, und Harriet versuchte ihn jetzt aus ihrem Haar zu lösen.

»Das sieht ihr ähnlich! Diese alten Suffragetten!«, sagte Vesey taktlos. »Sie sind nur glücklich, wenn sie Männer in einer untergeordneten Stellung sehen.«

Harriet verstand nicht im Entferntesten, was an der Stellung eines Lehrers untergeordnet sein sollte. Sie konnte sich kaum größere Autorität oder Entfaltungsmöglichkeit vorstellen.

»Was willst du denn dann machen?«, fragte sie.

»Ich habe es noch nie jemandem erzählt, aber ich habe vor, Schriftsteller zu werden.«

Harriet errötete, wegen der Vertraulichkeit seines Bekenntnisses ebenso wie wegen dessen Inhalt. Sie bückte sich schnell und begann, an einem Farn zu rupfen, um ihn in ihren Strauß zu stecken.

»Um Romane zu schreiben?«, fragte sie.

Er zog die länglichen Formate von Büchern zur Literaturkritik vor, *belles lettres*. Um ein *homme de lettres* zu werden, würde er sich auf einen kleinen Aspekt der Literatur spezialisieren, alle Bücher darüber lesen, ein eigenes hinzufügen. Alle späteren Übergriffe auf sein Territorium würde er selbst rezensieren.

»Der Roman ist als Kunstform so gut wie erledigt«, antwortete er.

»Ja, das ist er wohl«, sagte Harriet.

»Virginia Woolf hat ihn an den Rand des Ruins gebracht.«

»Ja«, sagte Harriet.

»Aber das war unvermeidlich«, räumte er ein.

»Ja, das war es wohl«, sagte Harriet langsam und bedächtig. Der Roman – eigenwilliger Parvenu – schien auf die Zerstörung zuzusteuern. Niemand konnte seinen Niedergang aufhalten, und offenbar verdiente er es nicht, dass Vesey selbst es versuchte. Mit einem eleganten Federstrich nach dem anderen (der jüngste war *Mrs. Dalloway*) ließ Virginia Woolf ihn bergabtrudeln. Und das ohne Harriets Wissen, die noch nie von ihr gehört hatte.

Harriet hätte auch gern über ihre eigene Zukunft mit ihm gesprochen, doch bisher zeigte er keinen Funken Interesse. Sie seufzte theatralisch, aber er fragte sie nicht, warum. Unter welchem Laub hindurchtauchend, mussten sie hintereinandergehen, Zweige knackten unter ihren Füßen, Gestrüpp brachte sie ins Stolpern. Der Wald, kühl und weit, schien eine ganze Welt zu sein; das Licht war wässrig; als ein Kuckuck seinen gebrochenen, explosiven Ruf ertönen ließ, hallte es wie in einem geschlossenen Schwimmbad wider – schaurig und überspannt, wie diese Geräusche es aus irgendeinem Grunde sind.

Vesey hatte jetzt eine Blase an der Ferse. Er setzte sich auf das feine, durchscheinende Gras, das unter Bäumen wächst, und zog seine Sandale aus. Sein Fuß war weiß und geädert und ziemlich schmutzig. Er bettete ihn ins kühle Gras und lehnte den Kopf an den Stamm eines Baums. Harriet stand verlegen vor ihm und fühlte sich zu groß.

»Hast du ein Taschentuch?«, fragte sie ihn.

»Nein.« Er lächelte. Er sah ganz erschöpft aus, als wäre dieser Abendspaziergang zu viel für ihn.

Wäre ihr eigenes Taschentuch nur aus feinstem Batist gewesen und hätte nach Blumen geduftet! Sie holte ein zerknittertes baumwollenes heraus, das noch aus Schultagen stammte und auf dessen Saum in unbeholfenen Blockbuchstaben *Harriet Claridge* stand.

»Warum eigentlich ›Harriet‹«, fragte Vesey, als er es las. »Obwohl, ein hübscher Name ist es ja durchaus.«

»Nach Harriet Martineau.«

»Ach so, natürlich.« Er lächelte erneut.

»Ich könnte dich damit verbinden.«

»Ich ertrag's nicht, wenn jemand meine Füße berührt.«

Sie ordnete ihre Blumen neu und hielt sie auf Armeslänge von sich, um das Ergebnis zu begutachten.

»Trotzdem, setz dich neben mich«, sagte er gleich darauf. Überrascht zögerte sie und setzte sich dann fast auf die andere Seite des Baums, sodass sie über die Schulter miteinander reden mussten. Ihre Handflächen drückten sich in trockene Zweige und die leeren Schalen letztjähriger Bucheckern.

»Ich hoffe, du wirst sehr glücklich, sehr berühmt«, sagte sie. Damit es ihr leichter fiel, legte sie ein wenig Spott in ihre Stimme.

Ihre braune, tintenverschmierte Hand, die sich ins welke Laub presste, zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Den Kopf zur Seite gewandt, betrachtete er sie eingehend.

»Danke«, sagte er, und auch seine Stimme rutschte ins Spöttische ab. Harriet konnte ihm nicht das gleiche Motiv zugestehen wie sich selbst, und da sie annahm, dass er sie hatte zurechtweisen wollen, sagte sie, es sei Zeit, nach Hause zu gehen. »Sonst kommst du zu spät zum Abendessen«, fügte sie hinzu, als legte er ungeheuer großen Wert auf die Mahlzeiten.

Nervös, zärtlich legte er seine Hand auf ihre.

»Du doch auch«, sagte er, als wäre nichts geschehen.

»Meine Mutter ...«, setzte sie an; aber sie konnte nicht weitersprechen. Sie schien eine Grenze zu einer anderen Welt überschritten zu haben; so verwirrt, als wäre es die Trennlinie zwischen Leben und Tod gewesen, glaubte sie zu schwimmen, in einem ihr fremden Element zu treiben, in dem Hören und Sehen nicht mehr existierten.

»Deine Mutter was ...?«, fragte er. Er glitt mit der Hand ihren Arm hinauf und unter ihren Ärmel.

Sie wusste nicht mehr, was sie hatte sagen wollen. Während sie eine samtige graue Spinne über ihren Knöchel laufen sah, wunderte sie sich, dass sie nicht wie gewohnt Angst und Ekel empfand.

Vesey drehte sich zu ihr und dem Baum um. Sie hatte sein Gesicht noch nie so dicht vor ihrem gesehen und nie zuvor gewagt, ihn so anzuschauen, wie sie es jetzt tat. Er zog sie vom Baum weg in seine Arme, lehnte den Kopf an ihren, und noch immer konnte sie sich nicht bewegen, war eingesperrt in Erstaunen und ihre Ungläubigkeit. Erst als er sie losließ, was er ziemlich bald tat, weil er ihre Verkrampfung spürte, begann sie sich zu entspannen, zu zittern. Sie hob steif die Hände. In ihren knitterigen geröteten Handflächen steckten Zweigstücke und kleine Steinchen. Sie wischte sie an ihrem Rock ab und starrte blicklos vor sich hin. Dann tat sich in ihr ein immenses Schweigen der Verzweiflung, des Ennui, der Enttäuschung über sich selbst auf, wie ein Gähnen. Die Bäume schienen von ihr fort in die Dunkelheit hineinzumarschieren, der Wald war eine kühle Gruft, die Vögel hatten aufgehört zu rufen. Vesey saß noch immer neben ihr und löste mit einem Stock, der immer wieder brach, kleine weiße Kieselstückchen aus dem Moos. Er schien ganz versunken. Fatalistisch bedeckte sie ihr Gesicht mit den Händen.

»Was ist los?«, fragte er sanft.

Er zog ihre Hände weg und küsste sie auf die Wange. Auch wenn er sehr selbstsicher wirkte, fühlte er sich nicht so.

»Harriet?«

»Ja, Vesey?«

»Habe ich etwas falsch gemacht?«

»Nein.«

Das Gähnen – die Enttäuschung – war ansteckend. Als er sie erneut berührte, unvermindert aufgeregt, dachte er zugleich an all die eintönigen Folgen. Die Tränen, die sie zurückgehalten hatte, warnten ihn. Er begann sich zu fragen, ob stürmische Umarmungen nicht häufig dadurch herbeigeführt werden, dass man nicht weiß, was man als

Nächstes tun soll; dass man genauso sehr die Nerven verliert wie die Kontrolle. Er zog die Sandale wieder an, schob sie mit großer Behutsamkeit über den Verband und runzelte, während er sie festschnallte, die Stirn.

»Es ist nur ...«, fing sie wenig verheißungsvoll an (jene abschreckende Eröffnung langer Klagen, langer Geständnisse), »ich mache mir nur manchmal Sorgen wegen der Zukunft. Und als ich dir heute zugehört habe ... du bist dir so sicher ... für *mich* gibt es nichts zu tun wie für dich. Ich weiß nicht, was aus mir wird ...«

Die Erleichterung verlieh ihm Schneid.

»Dich wird jemand heiraten«, sagte er grausam. Er stand auf und fegte Blätter von seiner Hose, dann streckte er die Hand aus und half ihr auf.

»Ich finde wirklich«, sagte Caroline mit ihrer sachlichsten Stimme, »dass du nächstes Mal ... sicher, wenn wir allein sind, macht es überhaupt nichts ... mir ist es natürlich ganz egal, wenn du die letzte Frikadelle nimmst ... ich habe kein bisschen Hunger, und wenn, dann hätte ich ja mehr davon braten lassen können ... aber vielleicht würdest du den Kindern, wenn sie hier wären, ein schlechtes Beispiel geben, wenn du sie einfach nehmen würdest – ohne sie ihnen anzubieten, meine ich – als stünde sie dir zu. Es tut mir *furchtbar* leid, das sagen zu müssen, aber es ist eine Frage des Prinzips, meine ich ... schließlich waren wir uns doch immer einig, dass bei uns nicht der Mann Herr und Meister und Chef und Ernährer ist und alles als selbstverständlich erachtet ...«

»Das könnte er ganz sicher nicht tun«, sagte Hugo und schob Caroline die Nussfrikadelle auf den Teller.

Sie errötete. »Mein lieber Hugo, du nimmst es mir doch nicht etwa übel, dass ich offen geredet habe?«

»Genau das nehmen die Leute übel.«

»Du weißt, dass ich keinen Bissen mehr essen könnte.«

Sie legte die Frikadelle wieder auf seinen Teller.

»Ich jetzt auch nicht mehr«, sagte er, ließ außerdem ein wenig Spinat übrig und legte Messer und Gabel zusammen. Die Frikadelle war wieder auf dem Teller, wo sie zuerst gelegen hatte, zwischen den aus kaltem Fett gemalten Umrissen anderer.

Als das Essen mit Rhabarberkuchen fortgesetzt wurde, setzte Caroline auch ihre Erklärungen fort. Was ihr furchtbar leidtat zu sagen, sagte sie immer sehr ausführlich.

Hugo schwieg zumeist. Er wusste, dass sie eine gute Ehefrau war, wenn auch lästig. Doch selbst ihr Moralkodex hatte eine weniger anstrengende Seite.

Als sie endlich fertig war, sagte er: »Vesey verspätet sich.«

»Ich habe etwas Kaltes für ihn beiseitegestellt.«

»Ich finde, er brauchte dir nicht solche Umstände zu machen.«

»Aber Mahlzeiten werden für Menschen gemacht, nicht Menschen für Mahlzeiten«, sagte Caroline mit sanftmütiger Gelassenheit.

Harriet bemühte sich, zu ermessen und einzuschätzen, wie Vesey sie wahrnahm: nicht so sehr herauszufinden, *welche* Haltung, sondern ob er überhaupt eine Haltung zu ihr hatte. An den Tagen, wenn sie ihn sah, füllte und verstopfte sich ihr Tagebuch, einst lauter leere Seiten. Wenn sie später, in einsamen Momenten, darin las, hatte sie den Eindruck, als hätte sie nicht ganz die Wahrheit geschrieben. Sie speicherte alles, was er sagte, für den langen Winter auf, in dem sie ihn nicht sehen würde; aber die Tinte, mit der sie es hinschrieb, schien von sich aus Akzente zu setzen, wo sie nicht hingehörten. An manchen Tagen stand nur eine Zeile

da: »Ich war bei Caroline. Habe V. nicht gesehen.« Doch schon der nächste Tag konnte auf diese vorangehende Seite überschwappen. (»Vesey hat den Rasen gemäht. Vesey sah müde aus. Vesey liest Walter Pater.« Dann folgten Veseys Meinungen zu Walter Pater. Zwei Tage später las Harriet Walter Pater. Sie gab Vesey ja so recht, und sollte er sie fragen, würde sie ihm das sagen, doch er fragte sie nicht.) In ihrem Tagebuch lief sie in einem engen Kreis um Vesey herum und betrachtete ihn aus jedem Blickwinkel und in jedem Licht.

Wenn sie ihn tagsüber nicht gesehen hatte, zog es sie mitunter nach dem Abendessen noch einmal zurück, und sie radelte langsam die geteerten Straße entlang und an Carolines Haus vorbei, wo sie den Blick plötzlich starr geradeaus richtete, als spielten sich auf jenen glatten Rasenflächen scheußliche Szenen ab. Erleichtert radelte sie dann in der zunehmenden Dunkelheit weiter und spürte die kühle Luft an ihrem Körper, während ihre Reifen auf der kiesigen Straße schlingerten. Bevor sie wieder zu Hause war, wurden in den Häusern, an denen sie vorbeifuhr, schon die Lichter eingeschaltet, und wenn sie die Fledermäuse schräg zwischen den Hecken hindurchsauen sah, zog sie den Kopf ein. Insekten prallten gegen sie: Besonders fürchtete sie die fliegenden Käfer. Jetzt, da sich alle freudige Erregung verflüchtigt hatte, war sie froh, nach Hause zu kommen. Sie verstand gar nicht mehr, warum sie überhaupt losgefahren war.

Ihre Mutter arbeitete bis spät am Abend im Garten, und das Haus wirkte verlassen und muffig, wenn keine Lichter darin brannten. Das Feuer in den Öfen war so lange zuvor angelegt worden, dass das Papier verrußt und das Reisig unter Zigarettenstummeln und Garnresten verborgen war.